

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | FISCHER

Sophia Kroemer

Dieselbe und doch nicht die Gleiche

MEIN WEG
DURCH
DAS TRAUMA

 | FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, April 2021

© 2021 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-70063-9

1

DREI MONATE SPÄTER

Ich begegnete meinem zweiten Ich zum ersten Mal vor drei Tagen in meinem Badezimmer. Im Grunde genommen sah es genauso aus wie ich: dicke kastanienbraune Locken, von Natur aus gebräunte Haut und die Augen meiner Mutter. Grün mit kleinen dunklen Sprenklern. Aber es war nicht ich. Es hatte einen anderen Stil als ich: irgendwie bunt, alles farblich miteinander kombiniert und weitaus auffallender, als ich rumlaufen würde. Außerdem saß diese herzförmige Sonnenbrille in seinem Haar, die ich niemals tragen würde.

Es hockte auf dem Badewannenrand, als ich hereinkam. Ich bekam einen Heidschreck, aber doch nicht so einen großen, wie eigentlich hätte der Fall sein sollen. Wenn man einmal bedenkt, dass da ein fremdes Mädchen in unserem Badezimmer saß. Ein fremdes Mädchen, das haargenau so aussah wie ich.

»Du siehst vielleicht scheiße aus«, sagte es. Mit meiner Stimme. Ich starrte es unverwandt im Spiegel an, das Herz pochte mir bis zum Hals, meine Hände begannen zu zittern. Das Mädchen kaute Kaugummi. Das Schmatzen war so deutlich zu hören wie der rasende Puls in meinen Ohren.

Aus irgendeinem Grund fiel mir nichts Besseres ein als: »Wie bitte?«

Das fand es auch nicht sonderlich originell. Beziehungsweise ich. Wie auch immer. Es lachte ein kehliges, munteres Lachen, das so gar nicht meinem Lachen ähnelte. Aber es klang schön.

»Mach dir nicht gleich ins Hemd. Ich bin niemand anderes als du.«

Es war so weit. Ich war völlig hinüber. Geistig verwirrt. Ich versuchte, in kürzester Zeit herauszufinden, ob ich mir in den letzten Stunden vielleicht aus Versehen etwas eingeworfen hatte. Hatte ich vielleicht zu viel Gras geraucht? Irgendetwas, was das hier erklären würde? Aber das Mädchen schüttelte den Kopf. »Nein, du hast keine Drogen genommen. Und ja, ich bin eine waschechte Halluzination.«

»Na klasse«, erwiderte ich und stolperte gegen das Waschbecken. Dabei krachten ein paar Shampoos in die Badewanne, und mein zweites Ich sprang leichtfüßig auf.

Wir standen uns direkt gegenüber. Es trug sogar mein Parfüm. Vielleicht hätte ich schreien sollen. Fliehen sollen, meinen Eltern Bescheid sagen sollen, dass sie mich direkt wieder für weitere drei Monate in die Klapse schicken konnten. Doch ich war neugierig. Also streckte ich die Hand aus und berührte es. Es fühlte sich echt an, und meine Hand zuckte zurück, als hätte ich einen Stromschlag abbekommen. Da stand es und grinste mich an. Dieses Grinsen sorgte für großen Aufruhr in mir. Fragen über Fragen, die alle gleichzeitig beantwortet werden wollten.

»Was ich hier tue?«, übernahm es meine Aufgabe. Ich nickte langsam.

»Ich bin dafür zuständig, dass du wieder ein bisschen zu dir kommst.« Ich runzelte die Stirn. Bevor ich nachhaken konnte, klopfte es an der Tür. Mein Bruder Sabri wollte rein.

Mein Bruder und ich sind beide mit den merkwürdigsten Na-

men gesegnet. Sabri und Sakari. Indisch-pakistanisch. Unsere Eltern waren früher oft in Indien, noch heute schwärmen sie davon. Sie hielten die beiden Namen für eine hervorragende Idee. Aber es ist ja nichts Neues, dass Eltern komplett danebenliegen.

Ich schloss auf und sah mein zweites Ich an meinem Bruder vorbeischlendern, als wäre es das Normalste auf der ganzen Welt. Es wanderte durch den Flur und verschwand in der Küche. Ich beachtete meinen Bruder gar nicht, rannte, so schnell ich konnte, in die Küche und prallte unmittelbar gegen meinen Vater. Verdutzt schob er mich eine Armeslänge von sich. »Wo brennt's denn?«, fragte er. Mein zweites Ich war verschwunden. In der Küche befanden sich nur mein Dad und ich. Ich suchte es, mich, in der gesamten Wohnung, aber ich fand nichts. Keine Spur. Niemand hatte es gesehen oder bemerkt.

Niemand außer mir.

2

Vor drei Tagen bin ich ihm begegnet. Vor drei Tagen habe ich mich selbst aus der psychiatrischen Klinik entlassen, die unten im Zentrum der Stadt liegt, umgeben von einer kleinen Parkanlage und Grünflächen. Der Oberarzt war nicht gerade begeistert von meiner Idee, aber da ich volljährig bin, kann ich selbst entscheiden. Meine Therapeutin befürwortete es sogar. Sie hielt mich für bereit, wieder in den Alltag zurückzukehren. Aber der Grund, weswegen ich gehen wollte, ist einfach. Ich hielt es nicht länger aus. So eine Therapie ist verflucht nervenaufreibend. Hätte man mir das vorher gesagt, hätte ich mir das Ganze zehnmal überlegt. Trotzdem wäre es gelogen zu behaupten, dass mir die Zeit da drin nicht geholfen hätte. Ich kam zur Ruhe. Konnte Abstand von meinem realen Leben gewinnen. Ich dachte, ich hätte große Fortschritte gemacht. Doch kaum bin ich zurück in der echten Welt, schon spaziert eine zweite, viel coolere Version von mir durch die Gegend, die offenbar niemand wahrnehmen kann – außer mir selbst.

Herzlichen Glückwunsch!

All diese Dinge schießen mir durch den Kopf, als ich im Garten meiner Eltern sitze und mein Handy betrachte, das ich sehr lange und absichtlich nicht angerührt habe.

Hundertdreißig verpasste Anrufe. Fünfzig ungelesene Nachrichten. Alle von ein und derselben Person. Nate. Mein bester

Freund. Zumindest war er das mein ganzes Leben lang, bis mein Leben von einem Tag auf den anderen an Bedeutung verlor und somit auch alles, was dazugehörte. Ich überlege, mein Handy zu entsperren und mir das Chaos mal anzuschauen. Alles in mir wehrt sich dagegen.

Dad harkt Laub im Garten. Der Spätsommer geht zur Neige, und so verwandeln sich alle Gärten in riesige Blätterhaufen und die Bäume in teils bunte, teils kahle Wesen.

Mein alter Herr hat keine Haare mehr auf dem Kopf. Früher habe ich es geliebt, ihn mit einer Feder oder anderen kitzeligen Dingen zu ärgern. Heute sitze ich nur da und beobachte den nackten Kopf, der durch den Garten wandert und manchmal in der Herbstsonne anfängt zu leuchten. Er bemerkt, dass ich ihn beobachte, und hält in seinem Geharke inne.

»Hast du dich bei Nate gemeldet?«, fragt er, als wisse er genau, wieso ich hier draußen sitze.

Ich schüttele den Kopf. »Er ist fast jeden Tag hier aufgetaucht, während du weg warst.« Dad möchte mir ein schlechtes Gewissen machen, und damit hat er einen Riesenerfolg. Ich knabbere frustriert an meiner Unterlippe und bin schon dabei, die PIN für mein Handy einzugeben, bis mir einfällt, dass ich Nate nichts zu sagen habe. Was soll ich ihm sagen? Er wird es eh wissen.

Also, was soll ich dem einzigen Jungen, dem ich – meinen Vater und meinen Bruder ausgenommen – je vertraut habe, bitte sagen? Dass ich kurz davor war, von einer Brücke zu springen, und deshalb in der Klapse gelandet bin?

Oder gleich die ganze Geschichte davor? Alles was *danach* passierte? Ich kenne Nate. Er wird nichts zu sagen wissen. Er ist genauso ein ahnungsloser Dummkopf wie ich.

Und während ich so dasitze und über das Ganze nachdenke,

so wie jeden Tag, erscheint mein zweites Ich aus dem Nichts und steht neben meinem Dad im Garten. Es raucht einen Joint und trägt wieder diese herzchenförmige Sonnenbrille und einen puscheligen, teddyähnlichen Mantel. »Ruf ihn einfach an«, sagt es und verdreht die Augen. Mir klappt die Kinnlade runter, und es kichert. Noch so ein Laut, der mir gar nicht ähnelt, aber echt schön klingt. In meinen Gedanken antworte ich: *Und was soll ich sagen?*

Mein zweites Ich hopst mit seinen schwarzen, perlenbesetzten Stiefeln um Dad herum und lehnt schließlich am Stamm unseres Flieders. »Das, was du sagen möchtest!«, ruft es, den Joint zwischen ihren Lippen, und streckt die Arme in die Luft. Dabei rutscht sein Pullover hoch, und ich sehe, dass es ein Tattoo hat. Eine fliegende Schwalbe. Ein Tattoo, das ich mir mit achtzehn unbedingt hatte machen lassen wollen und an das ich jetzt, ein Jahr später, gar keinen Gedanken mehr verschwendet habe.

Was ich sagen möchte? Ich weiß nicht, was ich sagen möchte. Mein zweites Ich verlässt den Flieder und hockt sich neben den Laubhaufen, den Dad in den letzten zwei Stunden errichtet hat. »Sag ihm, du willst ihn treffen.«

Ich schüttele hektisch den Kopf, beinahe panisch, und kann von Glück reden, dass Dad das nicht sieht. »Warum nicht?«, fragt es und legt den Kopf schief.

Ich kann nicht. Es verdreht wieder die Augen.

»Feigling!«, sagt es, steht auf und streicht Dad für eine Sekunde über die Glatze. Er harkt unbekümmert weiter.

»Hey, Dad!«, rufe ich. Er dreht sich zu mir um und hebt fragend die Augenbrauen.

»Was würdest du sagen, wenn gerade in diesem Moment eine zweite, viel coolere Version von mir neben dir stehen und deinen Kopf streicheln würde?«

Er guckt kurz nach links, wo Ich Nr. 2 steht und ihn angrinst. Ich weiß, dass er es nicht sehen kann. Dads Blick wandert zu mir zurück, und er zuckt die Schultern.

»Ich würde sagen, dass du sie echt nicht mehr alle beisammenhast.« Und so sind wir alle drei im Garten, hören den Singsang der Vögel, das gleichmäßige Schaben der Harke, und hin und wieder kommt meine Mutter heraus, um zu gucken, ob ich noch da bin, so wie jeden Tag seit meiner Rückkehr.

3

Es ist Freitagabend. Ich stehe mit einer Mischung aus Wodka und irgendeinem süßen Saft in der Ecke und beobachte das Partygeschehen. Meine Schulfreundin Alex hat mich eingeladen. Sie amüsiert sich prächtig und ist wohl gerade dabei, einen völlig besoffenen, schlaksigen Typen abzuschleppen. Der Rest ist am Tanzen. Oder Trinken. Oder Kiffen. Von allem ist was dabei. Mein Bruder Sabri ist mit mir zusammen hier, ich vermute mal, um auf mich aufzupassen. Nicht, dass er das gemusst hätte, ich rede kaum mit jemandem, trinke einfach ein Glas nach dem anderen und warte darauf, dass sich mein Herzschlag beruhigt. Sabri tanzt mit irgendeinem Mädchen und kommt ab und zu vorbeigeschneit, um sich zu vergewissern, dass ich nicht zusammenklappe.

Die Hälfte der Leute hier kenne ich noch aus der Schule. Viele stellen neugierige Fragen, wo ich denn die letzten drei Monate war und ob ich bald wieder in die Schule kommen würde. Ich weiß selber, dass sich dieses Thema nicht mehr lange aufschieben lassen wird. Mom sagt immer, egal, wie schlimm es manchmal ist, das Leben muss weitergehen. Man braucht ein Ziel, dann funktioniert es.

Ich hätte ihr gerne verklickert, dass ich nicht mal mehr weiß, wie ich Ziel definieren soll. Außerdem habe ich immer noch Panikattacken, auch wenn sie weniger werden. Sie kommen meis-

tens an Orten wie diesem, wo viele betrunkene Leute auf engem Raum aneinanderstoßen, Berührungen unvermeidlich sind und wo selbst jemand, der sich vielleicht nur an mir vorbeischieben wollte, die Macht hat, mich in Angst und Schrecken zu versetzen.

Es ist nicht die Menge. Es sind auch nicht die Menschen. Es sind die Berührungen selbst. Sie brennen auf mir, legen einen Schalter in meinem Kopf um, der jede Coolness fortwischt. Sie erinnern mich an das, was ich zu vergessen versuche.

Keine Ahnung, was mich hierhergebracht hat. Vielleicht wollte ich einfach wieder die normale Sakari sein, die sich ganz schön die Kante geben konnte, ohne schnell aufzugeben. Ich war ein absolutes Partygirl. Ich liebte das Feiern, liebte es, die Kontrolle zu verlieren und dabei das Gefühl zu haben, jede Nacht könnte die Nacht meines Lebens sein.

Inzwischen mag ich davon nur noch meinen vernebelten Kopf und das Taubheitsgefühl, als wäre ich in Watte gepackt und nichts und niemand könne mir etwas anhaben. Also trinke ich, schlängle mich an den Leuten vorbei und flüchte schließlich auf den Balkon, den die meisten gerade wieder verlassen, weil ihre Joints runtergebrannt sind. Ein paar Klassenkameraden grüßen mich. Ich habe Schwierigkeiten, mich an ihre Namen zu erinnern. Ich war nur für zwei Wochen in der Oberstufe, bevor ich in die Klinik ging. Direkt am Anfang des neuen Schuljahres. Um ehrlich zu sein, wundert es mich, dass sich überhaupt noch jemand an mich erinnert, Alex ausgenommen.

Die Luft ist rein und klar, was meinem Kopf guttut, der sich bereits zu drehen beginnt. Wenn ich so weitermache, darf Sabri mich nach Hause tragen. Ich stecke mir eine Zigarette an und meide mit Absicht das Balkongeländer. Nicht dass jemand auf komische Gedanken kommt, nicht wahr?

Deshalb komme ich auch nicht umhin, wie ein kleines Mädchen aufzukreischen, als sich jemand daran hochschlingelt. Es ist eine kapuzenverhüllte Gestalt, männlich vermutlich, die nach meinem Aufschrei selbst fast vor Schreck in die Tiefe fällt.

»Hey, hey«, ruft seine Stimme beruhigend. Warm wie heiße Schokolade im Winter. Mein Körper gefriert zu Eis. Zum ersten Mal bin ich verdammt froh, dass ich so ein gutes Reaktionsvermögen habe, egal mit wie viel Promille. Bevor ich zur Seite wegkippe, kriege ich noch einen Stuhl zu fassen, der an die Balkontür gelehnt ist.

»Nate«, ich klinge weder erfreut noch unglücklich. Neutral ist vielleicht das passende Wort. *Nate*. Tausend Stimmen quatschen in meinem Kopf durcheinander, jede sagt etwas anderes, und keine weiß, was sie meinem Mund zum Aussprechen schicken soll.

Da steht er vor mir, die Hände in den Hosentaschen, die Kapuze jetzt im Nacken, so dass sein braunes Haar wie immer widerpenstig und wild vom Kopf absteht. In Sekundenschnelle nehme ich all die neuen und zugleich vertrauten Details auf. Er hat sich einen Bart wachsen lassen. Die meerblauen Augen wirken müde und erschöpft. Der Mund ist zu einem harten Strich verzogen.

»Was machst du hier?«, fragt er.

Ich hebe mein Glas. »Ich trinke.«

Nate schüttelt den Kopf. »Was *machst* du hier? Wieso hast du mich nicht zurückgerufen? Mir nicht geschrieben?«

Tja, Mister, das ist eine gute Frage. Ich kann sie nicht beantworten. Und selbst wenn ich es könnte, würde es nichts wiedergutmachen. Nichts von dieser riesigen Kluft zwischen uns, die ich geschaffen habe. Selbst wenn ich es erklären könnte, würdest du nicht verstehen.

Ich erwidere Nates Blick, aber ich kann es nicht lange ertragen.

Vielleicht sollten wir einfach reingehen, anstatt so blöd dazustehen wie zwei Fremde, die wir jetzt wohl sind. Aber wir stehen noch eine ganze Weile auf dem Balkon, still und leise, bis es fast schon wieder angenehm ist. Nate sieht gut aus. Ich dagegen habe mich heute so gut wie gar nicht zurechtgemacht. Was sowieso keine Rolle spielt, weil dieser Junge der Letzte ist, der darauf etwas geben würde. Trotzdem macht es mir jetzt etwas aus.

Die Stille ist so greifbar, dass ich das Gefühl habe, gleich wird sie lebendig. Doch Nate war noch nie gut im Schweigen. Er macht einen Schritt auf mich zu, schnell und unvorhersehbar, streckt eine Hand aus, um sie auf meine Schulter zu legen. Bevor ich verstehen kann, hat mein Körper schon verstanden. Ich schlage Nates Hand weg und lasse dabei mein Glas fallen.

»Nicht«, flüstere ich erstickt.

Ich muss fort. Die Partygäste fragen sich, was hier draußen los ist. Ich zwänge mich durch die geiernden Mädels und Jungs, kriege noch meine Jacke zu packen und fliehe aus dem Haus, ohne meinen Bruder zu suchen oder irgendjemandem Bescheid zu sagen.

Wie ich schon sagte. Es sind die Berührungen. Sie erinnern mich an das, was ich zu vergessen versuche. Sie sorgen dafür, dass ich völlig verschreckt und auf wackligen Beinen diese Party verlasse und damit die Nacht beende, die früher vielleicht mal zu der Nacht meines Lebens hätte werden können. Gott sei Dank habe ich Nate nicht mehr ins Gesicht gesehen. Ich will nicht wissen, wie weh es ihm getan hat.